

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 31.

Montag, 6. Februar

1928.

(30. Fortsetzung.)

Jugendliebe.

Familienroman von Grete v. Sah.

(Nachdruck verboten.)

In diesen Tagen erhielten Hies Nachricht von Hede. Noch einen Winter wollten sie fortbleiben. Im Frühjahr würden sie bestimmt nach Wienrode kommen, um die Eltern zu sehen und dann nach Adelsreut fahren. „Noch einen ganzen langen Winter, wie soll man das bloß aushalten?“ fragte Sie.

„In der Hoffnung, sie danach wiederzusehen, wird man es leichter als bisher können“, sagte seine Frau.

Sie steckten den Brief in einen neuen Umschlag und schickten ihn durch ein Mädchen Hollbors zu. Konni las ihn als erster. Und während seine Augen auf den Schriftzügen Hedes ruhten, klopfte sein Herz unruhig.

Was soll nur daraus werden, fragte er sich, wenn mich schon ein Brief von ihr so unruhig macht? Wenn allein schon die Aussicht, sie bald wiederzusehen, meine Nerven erregt?

Er hatte doch in all der Zeit, in der sie sich fern waren, ernstlich um seine innere Ruhe gekämpft. Er hatte nie an sie geschrieben. Er hatte seine Gedanken, wenn sie Hede suchten, durch Arbeit abgelenkt, um nun zu sehen, daß alles vergebens gewesen.

Er ging zu seinen Eltern, die mit der Majorin Thde im Wohnzimmer beim Kaffee saßen, um ihnen den Brief zu bringen. Seine Mutter las ihn und teilte den anderen Treus Entschluß mit.

„Wie wird Agnes sich freuen, wenn sie hört, daß Hede zurückkommt. Sie kann es nicht erwarten, ihr ihren Tungen zu präsentieren“, sagte die Majorin. Und sich zu Konni umwendend, der hinter ihr stand, sagte sie: „Wenn Sie nach Arnswalde fahren, werden Sie natürlich auch in Wolfsrade Besuch machen?“

Viel Lust hatte er nicht dazu, aber es würde ja wohl sein müssen. So besaßte er.

„Sie werden Ihre Freude haben an Agnes' Sohn, ein prachtvolles, kleines Menschenkind ist es.“

Konni versprach, sich mit Konrad Graf v. Klatt bekanntzumachen. Und um der Majorin sein Interesse zu beweisen, fragte er nach allerlei über den kleinen Konrad.

Die Majorin gab bereitwilligst Auskunft. In Arnswalde war auch der Stammhalter eingetroffen. Die Majorin fragte, ob Konni es wisse.

„Ja, gnädige Frau!“

„Er ist zwei Wochen älter als Konrad, aber er soll lange nicht so stark sein wie er. Agnes schrieb es mir.“

„Woher weiß Agnes das? Berkehren die Wolfsrader mit den Arnswaldern?“

Die Majorin lächelte. „Aber natürlich! Mit all ihren Nachbarn verkehren sie. Agnes hält sehr darauf, den nachbarlichen Verkehr zu pflegen.“

Konni dachte: Was wird Hede dazu sagen? Wie anders wird sie alles wiederfinden...

Der Oktober meinte es gut. Er brachte noch warme, sonnige Tage, von denen man wußte, daß es die letzten schönen im Jahre waren, und man genoß sie deshalb um so freudiger.

Konni v. Hollbors fühlte sich in Arnswalde so glücklich wie in den Tagen seiner Elternzeit. Er gestand es Eva, die wie einst sein guter, lustiger Kamerad war.

Kam er mit den Aufgaben, die von ihm verlangt

wurden, nicht zurecht, so brauchte er es nur ihr zu sagen, und sie wußte Rat. Papa Braun wurde besucht oder er wurde gebeten, nach Arnswalde zu kommen, und von ihm hatte man Rat, den er stets bereitwilligst gab.

Und Konni hatte auch als Oberinspektor noch immer von seinem alten Lehrmeister, der nie studiert hatte, zu lernen.

Einmal fragte er Baron Kallwik, daß er von dem Ergebnis seines Studiums gar nicht befriedigt sei, daß ihm doch noch sehr viel fehle, so daß er eigentlich gar nicht die Stelle des Oberinspektors hätte annehmen dürfen.

Kallwik lachte und sagte: „Es kommt doch hauptsächlich darauf an, daß der Oberinspektor Autorität besitzt, und die besitzen Sie in vollem Maße. Der zweite Inspektor muß firm sein in allen Zweigen der Landwirtschaft, und das ist unser Kolbe, also was wollen wir noch? Außerdem ist Grünhof nicht weit. Wollen Sie über etwas Bescheid haben, reiten Sie hinüber, Papa Braun ist ja, Gott sei Dank, noch da. Und machen Sie sich keine Gedanken darüber, daß Sie nicht genug leisten. Ich bin mit Ihren Leistungen vollkommen zufrieden. Was Ihnen etwa noch fehlt, wird die Praxis geben. Diesen Herbst und Winter wollen wir in schöner Beschäftigkeit verleben, im Frühjahr beginnt die ernste Arbeit.“

Konni war beruhigt.

Herbst und Winter gingen in Tagen voll Harmonie und gemüthlichen Zusammenlebens hin. Konni lebte ganz in der Familie Kallwik, deren Oberhaupt nicht mehr der Baron war, wie Eva sagte, sondern der kleine Hans-Achim, der das ganze Haus beherrschte. Und unter dieser Herrschaft fühlte sich Konni wohl, der nie geglaubt hatte, daß man ein kleines Kind so lieben könnte, wie er den Kleinen liebte. Er verstand es, wie eine gutgeschulte Kinderfrau, mit dem Jungen umzugehen. Der Junge sah ihm auf dem Schoß, er ließ ihn reiten, er froh mit ihm auf dem Teppich herum. Konni war glücklich, wenn er abends von seinen Geschäften heimkam und den Jungen noch wach fand, und verstimmt, wenn er schon einmal schlief. Er freute sich an der Entwicklung des Kindes und wollte es nicht zugeben, daß Klatts Konni ihm weit voraus war.

Zwischen Wolfsrade und Arnswalde bestand ein reger Verkehr, auch außer den Klatts kamen viel Menschen zu Kallwik ins Haus. Eva schien allgemein beliebt zu sein. Man nahm auch nicht Anstoß daran, daß man auf Arnswalde häufig Brauns traf, die stets zu allen Einladungen, die dort gegeben wurden, gebeten wurden. Da Brauns aber fühlten, daß sie nicht in die Gesellschaft paßten, hielten sie sich sehr zurück. Der Schwiegersohn mußte es immer erst erzwingen, wenn sie kommen sollten.

Es war wieder einmal so: Kallwik war bei Brauns gewesen, um sie persönlich zu einem Abendessen einzuladen, er hatte seine ganze Überredungskunst aufbieten müssen, um sie zu einer Zusage zu bewegen.

Am Abend sagte er zu Konni: „ne Freude mach' ich ihnen nicht damit, daß ich sie in mein Haus hole, ich tue

es wegen der Nachbarn. Man soll nicht von mir glauben, daß ich mich meiner Schwiegereltern schäme, das wäre zu dumm. Mein Schwiegervater ist, wenn er auch nicht aus den ersten Kreisen stammt, ein hochseiner Mann, der allergrößte Achtung verdient. Na, Sie kennen ihn ja und schätzen ihn ebenso wie ich. Ich wollte keinem von denen, die in mein Haus kommen, raten, Braun über die Schultern anzusehen. Der kriegte es mit mir zu tun."

"Na, das will ich meinen", sagte Konni.

Sie saßen beide allein im Wohnzimmer, jeder seine Zigarre rauchend, wie sie es allabendlich taten, während Eva im Kinderzimmer das Einschlafen Achims abwartete.

Plötzlich fragte Kallwitz: "Ist es nun bestimmt, daß Treus im März zurückkommen?"

"Ja, Dies haben erst kürzlich wieder die Nachricht bekommen."

"Na, dann wird's ja wohl so werden." Kallwitz nahm ein paar lange Züge aus seiner Zigarre, dann sagte er: "Hoffentlich wird ihr Zurückkommen nicht unsere Freundschaft stören."

Konni sah ihn erstaunt an. "Nein, wie sollte das geschehen?"

Kallwitz verzog den Mund zu einem Lächeln. "Na, das könnte schon sehr leicht geschehen. Sie wissen, daß Ihr Onkel mich gerade nicht sehr schätzt, und daß ich überaus viel Sympathie für ihn empfinde, kann ich auch nicht behaupten. Wir sind eigentlich von jeher immer etwas geladen aufeinander, so etwas kann leicht einmal zur Explosion kommen."

"Dazu darf es nicht kommen", sagte Konni bestimmt. "Das ist leicht gesagt. Als wir das letztemal zusammen waren, fehlte nicht viel, und wir hätten die Versicherung gehabt. Ich sehe ja ein, daß ich viel Schuld daran habe, daß wir so gespannt zueinander stehen. Ich ärgere mich leicht über Dinge, die mich nichts angehen, so zum Beispiel über die Geschichte mit Lie."

Konni stellte sich, als wüßte er nicht, was Kallwitz meine.

"Sie scheinen nicht zu wissen, worauf ich zielen?" fragte Kallwitz.

"Nee, gar nicht."

"Daß Treu sich des alten Lie schämt."

"Wie sollte er dazu kommen?" fragte Konni.

"Das begreife ich eben auch nicht; aber ich weiß, daß es so ist. Die Schierenbergs haben überall herum erzählt, wie peinlich es Treu gewesen sei, als der Schwiegervater unerwarteterweise bei ihm erschien. Herrgott, wenn er wirklich schon so empfindet, dann ist das schon sehr traurig und zeugt von wenig Herz und Takt seiner Frau gegenüber; aber als Edelmann müßte er doch so viel Rückgrat aufbringen, es vor Fremden nicht zu zeigen."

Konni stieg alles Blut zu Kopf.

"Die Schierenberg, die alte Klatzbase, spricht dummes Zeug", sagte er, bemüht, Treu in Schutz zu nehmen.

"Nee, nee, es war so und nicht anders, die Flüggies haben auch den Eindruck gehabt. Auch daß er sich mit seiner Frau, auf die stolz zu sein er allen Grund hätte, nicht in unsere Kreise wagt, nur weil sie nicht aus erster Familie stammt. So bin ich fest davon überzeugt, daß er nur auf Reisen gegangen ist, um uns seine Frau weiterhin fernzuhalten. Soll er nur, aber dumm sieht so was aus."

"Ich weiß nicht, ob das nicht alles nur Vermutungen sind, Herr v. Kallwitz."

"Nee, nee, das sind gutgemachte Beobachtungen."

"Sie tragen ihm das nach, daß er in der Sache des Herrn Braun so wenig entgegenkommend gewesen war?"

"I wo, der hat ja Grünhof auch so übernommen, das ging ganz glatt und gut. Wenig entgegenkommend war es allerdings von Treu. Braun hat ihm ziemlich zwanzig Jahre unschätzbare Dienste geleistet, Dienste, die man nicht nur mit Geld lohnt, für die man in anderer Weise dankbar sein muß. Da hätte er nun wohl erwarten dürfen, daß Baron Treu bereitwilligst seinen Wunsch erfüllte. Na, diese Angelegenheit ist erledigt. Wenn zwischen uns hier nur alles so bleibt, wie es ist."

Er sah Konni forschend an.

"Ja, warum sollte es nicht, Herr v. Kallwitz? Es müßte denn sein, daß Sie von Ihrem Haß, den Sie für meinen Onkel empfinden, auch ein Teilchen auf mich übertragen."

Über Kallwitz' Gesicht flog ein Lächeln.

"Ach, glauben Sie doch nur nicht, daß ich Treu hasse. Seine Art ärgert mich, das ist alles. Sie sind uns ein guter Freund geworden, den wir nie verlieren möchten."

Er streckte Konni die Hand hin, die dieser drückte...

An einem sonnigwarmen Frühlingstage trafen Treus in Wienrode ein. Sie hatten den Tag ihrer Ankunft nicht gemeldet, um so größer war die Freude der Eltern, die Tochter so unvermutet vor sich zu sehen.

Hede war schöner denn je. Die südliche Sonne hatte ihre Haut gebräunt und ihren Augen tieferen Glanz gegeben, nur den feinen Schmerzenszug um den Mund hatte sie nicht nehmen können.

Ob sie noch immer leidend sei, fragte die Mutter, die wohl nur allein diesen Zug sah.

Nein, sie war gesund und frisch.

Die Eltern mußten erzählen.

Sie sagte: "Laß uns Zeit, wir müssen uns erst einmal an dir satt sehen."

Er ließ es auch nicht zu, daß sie in ihr Zimmer ging, um sich umzukleiden.

"Du bist ja ganz in Ordnung mit deinem Anzug, ich mag mich nicht schon wieder von dir trennen."

Hede umarmte und küßte ihn, daß ihm der Atem verging.

Treu sah kopfschüttelnd auf seine Frau. Wie die sich freuen konnte, das wußte er gar nicht. Ihm gegenüber war sie stets maßvoll.

Sie fragte, als Hede ihn freigab, ob sie nun zu Mittag essen wollten?

"Nein, wir haben im Speisewagen gegessen", sagte Hede. — (Fortsetzung folgt.)

Späßenversammlung.

(Vorfrühlings-Begehenheit.)

Vor den Toren der Stadt hat in sonnigen Stunden Eine Späßenversammlung längst stattgefunden. Auf dem Ader, dem kahlen, erwartenden, sahen Die Väter und Mütter und Vetter und Basen Und Onkels und Tanten Und alle Verwandten.

Es gedachte der Leiter des "Siedlungsvereins" In schwungvoller Rede des Sonnenscheins... "Mein Schwager, der nahe beim Walbe haust, hat erzählt, daß der Waldbach schon manchmal braust Daß die Wurzelmannlein an sonnigsten Tagen Schon Puzelbäume und Räder schlagen. Von den Knospen, die hartend im Zweigwerk sitzen, Sah mein Schwager schon gestern die Nasenspitzen... So wollen wir alle im vollen Vertrauen Auf den kommenden Frühling bald Nester bauen, Nicht große, geräumige, feste und schöne Für die jung-frische Brut, unsre Töchter und Söhne! Bald sprießt auch in Feldern und Gärten die Saat: Dann stehen wir Erbsen und füttern Salat!"...

Eine Bombenrede! Pok Blis-Element! Es schwieg in Erschöpfung der Präsident. Ihm dankte gewaltiges Späßengetöse... Da — flikte am Felde ein Auto vorbei, Auf stoben die Vögel: Huch! Huch!... Et! Et!... Sascha Helene Bechte

Die verlorenen Ziegen.

Erinnerungen von Susanne Tornwaldt.

Wie ein Feuerball taucht die Sonne jenseits des östlichen Rifimandjaro auf, um sich einen halben Tag alühend im feuchtem Dunst über den Himmel zu wälzen. Am die Mittagszeit verschwindet sie regelmässig hinter einem dichten Schleier von Wolken. Sie ballen sich zu riesigen schwarzen Klumpen zusammen, aus denen eine göttliche Stimme den heiligen Berg zornig umarmt.

Allerhand Nachrichten veranlassen mich, an diesem glut-sitternden Morgen des 23. November an Stelle der gewohnten Khatihosen ein weibliches Gewand anzulegen und mich aus meiner Einsamkeit zu der afrikanischen Stadt

hinunter zu begeben. Mit der Büchse, einer Maske voll amtlicher Papiere und mit dem zarten Fisel eines jungen Marzenschweins, dem Geschenk für meine Gastfreunde, beladen, wandle ich so vorsichtig wie möglich durch den Busch, der für weibliche Bekleidung wenig geeignet ist. Aber ich bin noch nicht am Fuß des Berges (auf dem ich ohne Weiß und Schwarz nur mit meinen Ziegen und Joseph, dem Hahn, wohne), da verkündet mir ein triumphierendes Gemeder, daß mein Fortgehen nicht unbemerkt blieb. Meine Liese stürzt mit Gefolge im Galopp hinter mir her. Ich finde das rührend, aber unbequem, bringe sie alle drei wieder nach oben und schleiche leise davon.

Darüber ist es spät geworden. Die Sonne steht schon auf ihrem Neun-Uhr-Posten und benimmt sich dementprechend rücksichtslos. Unter heißen Kämpfen mit Tisefliegen und anderem Ungeziefer der Regenzeit komme ich an den Fluß, dessen Wasser mir gewöhnlich nur bis an die Knie reicht. Die Veränderung, die dieses temperamentvolle und in allen seinen Lebensäußerungen maklole Land nach wenigen Regentagen unterliegt, läßt sich nicht beschreiben. Das Wasser donnert mir heute schon von weitem entgegen und schießt in weißen Strudeln über die Felsblöde, die als Brücke dienen sollen. Es sieht nicht gemütlich aus, aber wenigstens sind bei diesem Tempo keine Krokodile zu vermuten. Ich breche einen tüchtigen Ast als Stütze ab, schnalle mir mit dem Ledergürtel meine Habseligkeiten um den Hals und schide mich an, auf den ersten Blod zu klettern. Da kommt die alte Maua. Maua heißt „die Blume“. Nun, die alte Maua sieht aus, wie etwa eine vertrocknete Rose von Jericho — wenn man höflich sein will.

Sie kommt mit zwei Söhnen von ihrer Hütte herab, um Wasser zu schöpfen. „Jambo bibi!“ (Guten Tag, Frau!) singt sie in der schmelzenden Art der schwarzen Weiber. „Du willst doch nicht etwa dort hinüber, Bibi!“ Ich sage, gerade das wolle ich.

„Versuche es nicht. Das Wasser ist wild wie ein Löwe, du wirst das andere Ufer nicht erreichen.“

„Ich muß es erreichen, mamma“, sage ich tröstend — während ich auf den nächsten Stein springe, absteige, bis an die Nasenspitze im kalten Gletscherwasser stehe und ein strudelnder Sturzbad auf meinen Tropenhelm trommelt. Da schieben die beiden Söhne der Maua ihre braunen Leiber schlangengleich auf den Steinblöden entlang und ziehen mich auf den nächsten Blod hinauf. Sonst wäre ich schwerlich an mein Reiseziel gekommen.

Zivilisiert sehe ich wohl nicht aus, als ich zwei Stunden später mein Geld von der Bank hole und dem „banker“ meine Abenteuer erzähle. Es sei interessant, meinte er, aber „not the life of a lady“. (Kein Leben für eine Dame.)

Es ist genügend spät geworden, und der Himmel hat sich bereits gewitterlich verändert, als ich durch das „Obstbaum-vori“ hinter der Stadt und über den Eingeborenen-Friedhof nach dem Fluß zu gehe. Der „Friedhof“ besteht hier die Eigenschaft, daß die Toten niemals tief genug begraben werden, so daß die Götzen sie mit Leichtigkeit wieder an die Oberfläche zerren können.

Mit rasierten Köpfen und pfeilbedruckten Ransus erscheint eine Abteilung schwarzer Gefangener, um irgend eine Regierungsarbeit auszuführen. Der schwarze Soldat in Tarbusch und Widelgamaschen, der sie bewacht, sieht meine Rüte und sendet mir drei zu Hilfe. Diesmal bin ich nur bis an die Hüften nah geworden. Das übrige besorgt der Himmel, denn nun bricht das erste der regelmäßigen Nachmittags-Gewitter los. Es flammt und tracht und rauscht, wie es eben nur in den Tropen flammen und trachen und rauschen kann.

Die Sonne steht tief hinter dem Meru, als ich leuchtend meinen Berg hinansteige und mich mehr noch als sonst auf Hütte, Ziegen, Hahn und meine ruhevolle Einsamkeit freue. „Liese!“ rief ich schon von weitem, daran gewöhnt, begeisterte Antwort zu hören. „Lieschen!“ Alles bleibt still. Das zweite Wetter steht bedrohlich zwischen den beiden Kilimandjarogipfeln. Es leuchtet schwefelgelb und unheimlich. „Liese!“ rufe ich immer wieder. Aber keine Liese kommt und reißt sich den lieben strubbeligen Kopf an mir, kein Peterle holt spielerisch in meine Kniekehlen, kein Joseph tanzt seinen drolligen Begeisterungs-Sahnenanzug zu meinen Füßen. Am Fluß bellen die wilden Hunde, und nur noch der allerletzte Glutstreif der Sonne leuchtet hinter den Randelabereuphorbien.

Eine heiße Angst packt mich um meine lieben Kameraden. Sie sind alles, woran mein Herz hängt, auf diesem fremden Erdteil, unter der fremden Sonne und den Gestirnen der Nacht, die schön und fremd in meine Einsamkeit lehen. Alles ist mir gleichgültig. Jede Gefahr. Alles. Müde und verzweifelt werfe ich mein Gewehr in die Hütte und gehe in die beginnende Dunkelheit hinaus, um die Drei zu suchen.

Märchenhafte Schrednisse wachsen aus der kurzen Dämmerung. Termitenhügel werden zu Büffel, die darauf

lauern, mich auf ihre Hörner zu nehmen. Im Dicksicht unten am Quellfluß stehen die gewaltigen Schatten der Elefanten, und besonders unheimlich ist es, daß sie ganz still stehen und nur ab und zu mit dem Rüssel klappen — in Wahrheit ein Baumast, den der Nachtwind bewegt. Möglichkeiten aller Begegnungen scheinen um diese Stunde Wahrheit zu werden, und ich irre dazwischen und rufe verzweifelt: „Liese — — Lieschen!“

Da — plötzlich — was ist das? Eine Stimme antwortet mir. Eine rauhe, fürchterliche Stimme in unverständlichen Rehlauten. Der Mond ist hinter der Gewitterwolke hervorgekommen und reißt gelbenstige weiße Lichter aus den schwarzen Schatten des tropischen Dicksichts. Wieder klingt der greuliche Ton ganz nahe. War das ein Mensch? Kann das ein Mensch sein, jetzt in der Nacht, hier im einsamen Flußdicksicht? Ein Schatten gleitet unter dem Papyrus heraus und steht im Wasser. Er richtet sich auf und sieht immer wieder den gleichen unheimlichen, menschenähnlichen Laut hervor. Es ist ein großer, alter, bemähter Pavian. Er ist hell vom Mond beleuchtet. Dieser Affe aber flücht bei Nacht eine ganz andere und weit größere Furcht ein als alle Affen, denen ich sonst auf meinen Streifzügen täglich zu begegnen pflege — und ich habe nur meine Pistole.

Müde und hoffnungslos komme ich in der Hütte an, als das südliche Kreuz hoch über dem Horizont steht und die weißleuchtende Milchstraße abschließt. Es tagt. Vielleicht hat Liese mich an der Babestelle gesucht und ist weiter gelaufen, den Weg zu Musa, meinem Jagdboy, der weiter unten im Pori wohnt.

Vor Musas Hütte host die Familie beim Frühstück.

„Musa“, sage ich, nachdem die „Jambos“ und „Sabariganis“ der Begrüßung erfüllt sind. „Musa, hast du meine Ziegen und meinen Hahn gesehen?“ — „Nein“, antwortet er, „Memjahib, warum sollte ich heute so früh schon deine Ziegen und deinen Hahn gesehen haben?“ Ich sage ihm, weshalb ich es hoffe. Darauf meint er bedauernd, er glaube, daß sie gefressen sein würden.

„Musa“, sage ich wieder, „höre auf zu frühstücken und komm mit. Vielleicht finden wir sie. Wenn es uns gelingt, dann will ich sie dir schenken, sobald ich von meinem Berg fortgehe.“ Da geht er mit mir, findet vor meiner Hütte eine Fährte, die er wie ein Jagdhund verfolgt, bis wir zwei Stunden später in ein Negerdorf kommen. Junge Weiber stehen vor den niedrigen Holzmörsern und stampfen Mais.

„Jambo bibi! Hast du meine Ziegen gesehen?“ frage ich eine nach der andern. — „Sijui, bibi!“ singen sie und stampfen weiter. Mehr als dies „Ich weiß nicht“ läßt sich nicht aus ihnen herausbringen. Aber Musa, der kluge Suaheli und Mohammedaner, ist ein Sherlock Holmes. Ich höre nicht, daß die stehende ihr „Sijui“ anders singt als die andern. Aber ihm fällt es auf. „Iko hapa“, flüstert er mir zu. („Hier sind sie.“) Wahrhaftig! Nach langem Frage- und Antwortspiel taucht aus der Dunkelheit einer Hütte meine Liese hervor. Peterle begrüßt mich in seiner gewohnten rauhen, aber heralichen Art, und Joseph jagelt flügel-schlagend dazwischen.

Da ziehen wir zusammen wiedersehensfroß auf unsern Berg, der nach Norden zum weichtinigen Schneehaut des Kilimandjaro aufsteht und nach Süden in die unendliche Steppe herabschaut.

Kinder Glaube behält Recht.

Skizze von Clemens Reih (Berlin).

Zwei Wanderer schritten rüstig über die Straße von Glückstadt nach Krempe. Ein seltsam Paar, der eine groß, ernst, mit langen Armen; der andere unterseht mit einem kleinen Bäuchlein.

„Sieh mal, lieber Klaus Groth“, sagte der Kleinere, Untersekte, „wie der Wind die Straße reingefegt hat von allem Staub!“

Ein fröhliches Lächeln, halb listig, halb spöttisch und doch gütig verstehend spielte um seinen Mund; wie ein Soldat marschierte er aufrecht und stramm.

Der Große schritt ernst daneben, den Kopf etwas vorgebeugt, als schämte er sich seiner Größe; in Wahrheit hatte die gewohnte gebeugte Haltung über den Büchern sich in seiner Haltung ausgeprägt.

„Ja, Detel“, erwiderte er, „der Wind ist gesund für unsere Lungen, aber den Bäumen bekommt er nicht. Schau, wie sich die Rüstern alle schon nach Osten, dem Winde wehend, gebogen haben. So weicht auch der Kluge starkem Drude.“

„Oder stürzt sich ihm schneidig entgegen“, antwortete Detel, „und rennt ihn über den Haufen. Doch liebe ich nicht zweckloses Ungemach und werke unnütze Last gern von mir.“

Nur wer sich die Arme frei zu machen weiß, siegt im Kampfe."

Er hatte zum kräftigen Mittagsmahl eine Flasche guten Rotwein getrunken. Er pflegte ja die Feste zu feiern, wie sie fielen, und nach allzu langer Pause hatte der Geldbote endlich einmal eine Sendung aus Berlin gebracht. So hatte er eine festliche Mahlzeit gehalten und seinen alten Freund Klaus zum Ausflug eingeladen. Der Schweiß perlte ihm schon unter dem leichten Panamahut in großen Tropfen hervor.

"Der wird mir zu lästig", sagte er leichtthin und zog seinen grünlich-grauen Sommerüberzieher aus, wandte seine Schritte zum nächsten Baum und hängte den Mantel sorglos an den niedrighängenden Ästen.

"Aber, Detel", sagte Klaus, "es wäre doch schade um den schönen Überzieher, der wird leicht einen Liebhaber finden."

"Mag sein, dann wird er ihn wohl nötiger haben als ich. Der Mantel bleibt hängen. Ich wette drei Bullen der seligen Witwe Eliquot, er hängt noch da bei unserer Rückkehr."

"Ich halte die Wette; doch rate ich dir, Detel, sähme deinen Übermut, nimm sie zurück!"

Jetzt kam für einen kurzen Augenblick ein harter Zug in das heitere Kindergesicht. Herrschsüchtige Dämonen der Ahnen trieben wohl ihr Wesen darin.

"Rein", sagte er, schon wieder lächelnd, "der ihn nimmt, braucht ihn sicher, wie ich schon gesagt habe, notwendiger als ich. Wenigstens in dieser Gegend sind die Spitzbuben seltener als die weißen Raben."

Von der unbequemen Last befreit, schritt er kräftig aus. Klaus warf einen sorgenvollen Blick zurück nach dem Überzieher, der sich im Winde lustig blähte.

Detel erzählte auf dem Weg noch manchen schnurrigen Schneck. In Krampe lehnten sie im Ratskeller ein und ließen es sich bei guter Kost und dampfendem Punsch wohl sein. Detel war voll überprüdelnder Laune, und so zog sich die angeregte heitere Sitzung bis in den späten Nachmittag hin.

Kaum waren die beiden in Krampe einmarschiert, als ein schmüder junger Mann auf demselben Weg das schöne Städtchen verließ. Auch er liebte das idyllische alte Städtchen mit dem schönen Marktplatz, dem alten Rathaus und seinem Treppengiebel.

Als der junge Mann den Mantel flattern sah, rief er freudig: "Den kenne ich ja; Michel will ich heißen, wenn das nicht Villenctrons Mantel ist." Zu allem Überflus entdeckte er noch einen Briefumschlag mit der Aufschrift: An Herrn Detlev v. Villenctron. Mit kunstgerechter Hand wandte er ihn um, schrieb einige Worte darauf und befestigte das so rasch aus dem Stegreif gefertigte Plakat am Baum, der den Überzieher getragen hatte.

Der Grogdunst hatte Detels treues Gedächtnis nicht getrübt. Als sie dem Baume näherkamen, sagte er lachend: "Ich habe wohl die Wette verloren, der Mantel ist weg."

Sie wollten schon vorbeigehen, da bemerkte Klaus einen Zettel am Baum. Er löste ihn und las: "Ein Postmann, in solchen Dingen geübt, befördert hochgeehrter Herr Baron, Ihren Überzieher in den Ratskeller zu Glückstadt. Es möchte sonst doch ein Kunde kommen, dem der Überzieher paßt, und der den feinsinnigen Dichter mit seinem köstlichen Samor nicht so hoch schätzt wie ich."

"Nun habe ich doch verloren", sagte Klaus gelassen.

"Der Fall ist zweifelhaft", entgegnete Detel heiter. "Dum machen wir halbpart."

"Aber für heute genügt eine Flasche", meinte Klaus.

"Richtig", sagte Detel, "an den beiden andern mag der Postmann sich teilnehmen."

Detlev v. Villenctron ließ an den vom Wirt rasch ermittelten Postassistenten Fritz Lau in aller Form eine Einladung zu einer Flasche Champagner als Finderlohn ergehen. Für Lau war es der schönste Tag seines Lebens, sich mit seinem verehrten Vorbild Klaus Groth und mit dem Villenctron, dem "letzten Grandseigneur", unterhalten zu können. Fuchsimpeln verbot der von heiterer Laune überprüdelnde Freiherr in diesem seltenen Kleeblatt der drei niederdeutschen Dichter.

Doch eine Handschrift des ehrlichen Finders seines Mantels las er sofort aufmerksam und sagte: "Brav, junger Mann, fahren Sie so fort, aber behalten Sie ihr Amtchen! Apoll hält seine Diener knapp im Futter."

Randbemerkungen.

Von Wolfgang Ickebau.

Ob ein Mensch gut ist oder schlecht, ob er Gold oder Platin birgt oder ein weniger edles Metall, das ergibt sich aus der Art, wie er auf seine Säure reagiert, die wir "Schicksal" nennen.

Es ist immer dieselbe Tragik und dieselbe Einsamkeit: ob ein Zwerg unter lauter Riesen leben oder — ein Riese unter lauter Zwergen sterben muß.

Am Morgen seines Hochzeitstages komponierte Berlioz seinen "Gang zum Schafott". Es soll eins seiner besten Stücke sein!

Es gibt nichts Töchteres als Schmetterlinge zu sammeln; ein Schmetterling, der nicht mehr um Blumen gaukelt, hört auf — Schmetterling zu sein.

Die öffentliche Meinung beruht häufig nur auf einem stillschweigenden Übereinkommen, sich über unangenehme Wahrheiten hinweg zu täuschen.

Ein vom Glück begünstigter Halbgebildeter mit tüchtigem Wissen wird immer bereit sein, seine Mitmenschen zu verachten; der wahrhaft Gebildete mit tiefem Wissen sieht jedoch der Welt mit Ehrfurcht und den Menschen mit Verständnis gegenüber.

Es gibt keine "wissenschaftliche Wahrheit". Es gibt nur eine wissenschaftliche Meinung von heute, die sich oft in kürzester Frist als wissenschaftlicher Irrtum von gestern enthüllt.

Welt u. Wissen

* **Eines Boxerkönigs Ende.** Um ein Haar wäre Albert Griffith auf dem Armenfriedhof beerdigt worden. Denn er ist arm, krank und elend in einem jammervollen Zimmerchen in New Yorks düsterster Gegend gestorben, und nur der Güte der wenigen Freunde, die ihm noch geblieben waren, war es zu danken, daß er sein eigenes Grab bekommen hat. Keiner der heutigen Generation, die begeistert den Demosy und Schmeling zujubeln, weiß mehr, wer dieser Griffith gewesen ist. Und doch ist gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kaum ein Mensch so umjubelt worden, wie dieser Boxer, der allen Kollegen überlegen war an fabelhafter Gewandtheit, Leichtigkeit, Körpererziehung und Technik. — Genau vor 34 Jahren ist Albert Griffith aus Australien nach Amerika gekommen und hier in kurzer Zeit ein König des Ringes geworden. Er kämpfte gegen die stärksten Boxer seiner Zeit, gegen Dixor, gegen Mac Anliffe und Joe Gans, und wurde spielend mit ihnen fertig. Er verdiente — für damalige Verhältnisse natürlich — was er wollte, aber sein unauslaßlicher Leichtsinns ließ ihn niemals zu irgend einem finanziellen Ruhepunkt kommen. Genau vor 20 Jahren, nachdem er vom Leichtgewicht zum Schwergewicht übergegangen war und es versäumt hatte, ordentlich zu trainieren, mußte er infolge eines Unfalles seinen Beruf verlassen. Seitdem lebte er aufs lärmlichste und elendigste, eigentlich nur von der Unterstützung guter Freunde und gelegentlichen Geschenken von Sportenthusiasten, die diese Freunde für ihn interessierten. Die Karriere, die nicht mehr kampffähige Boxer sonst einzuschlagen pflegen, war ihm verschlossen, denn er vermochte es nicht, andern beizubringen, was er so wundervoll beherrschte. Von seiner Gewandtheit werden heute noch geradezu unglaubliche Geschichten erzählt. Am besten beweist die enorme Schnelligkeit seiner Hände sein berühmtester Trick: er fing eine Fliege mit Daumen und Zeigefinger in der Luft, ließ sie wieder fliegen und fing sie noch einmal ein. Ebenso berühmt war sein Experiment, sich auf ein Taschentuch zu stellen und seine Freunde zu bitten, ihm ins Gesicht zu schlagen. Nie ist dies einem der Freunde gelungen: ohne vom Taschentuch herunterzutreten, duckte, drehte und bog sich Griffith derartig, daß er jedem Schlage auswich. Ja, er vermochte es sogar, sich vor einem Spiegel zu stellen und nur durch Beobachtung seines Spiegelbildes Schlagen auf seinen Hinterkopf auszuweichen. Allein durch derartige Wetten soll er ein Vermögen gewonnen haben. Aber er war eben ein Artist von der alten Schule, lebenslustig und nie an die Zukunft denkend. Er hätte schwerreich werden können und starb als Bettler.